

Leseprobe aus:

Armistead Maupin

Mary Ann im Herbst



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

ARMISTEAD MAUPIN

Mary Ann im Herbst

DIE ALLERNEUESTEN STADTGESCHICHTEN

Aus dem Englischen von
Michael Kellner



ROWOHLT
TASCHENBUCH VERLAG

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
«Mary Ann in Autumn. A Tales of the City Novel»
bei HarperCollins, New York.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, September 2013
Copyright © 2012 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«Mary Ann in Autumn»
Copyright © 2010 by Armistead Maupin
Das Gedicht von T. S. Eliot auf der Widmungsseite
folgt der deutschen Übersetzung von Nora Wydenbrück aus
T. S. Eliot, Gesammelte Gedichte, Frankfurt 1988.
Umschlaggestaltung any.way, Walter Hellmann,
nach einem Entwurf von Anzinger|Wüschner|Rasp, München
(Foto: Albert Campbell / iStockphoto.com)
Satz Adobe Garamond PostScript, InDesign,
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 26689 8

Für Laura Linney





*Werden wir nicht nachlassen in unserm Kundschaften
Und das Ende unseres Kundschaftens
Wird es sein, am Ausgangspunkt anzukommen
Und den Ort zum erstenmal zu erkennen.*

T. S. ELIOT

Einfamilienhaus

Wenigstens ein Kaninchenloch müsste es doch geben, dachte sie. Irgendetwas an diesem Hang, das tief vergrabene Erinnerungen weckte und sie zurückbrachte ins verlorene Wunderland – der Blick auf Alcatraz, zum Beispiel, die Nebelhörner oder der Geruch der bemoosten Stufen unter ihren Füßen. Alles hier war ihr vertraut und doch so fremd wie ein Ort, den sie mal im Kino gesehen, aber selbst nie besucht hatte. Sie war diese verwitterten Stufen – wie oft? – na, tausendmal hochgestiegen, doch jetzt gab es nicht den kleinsten Hinweis darauf, dass sie nach Hause kam, nichts, was ihr die alten Zeiten zurückbrachte.

Die Vergangenheit holt uns nicht ein, dachte sie. *Sie weicht vor uns zurück.*

Auf dem Treppenabsatz blieb sie stehen, um zu verschnaufen. Unter ihr fiel die Querstraße zur Barbary Lane steil hügelab in Richtung Bay, sodass die Perspektiven sich verschoben wie auf einem jener schrägen Escher-Bilder, denen man in den Siebzigern nicht entkommen konnte. Die Bay war heute leuchtend blau, vom harten, grellen Blau einer Gasflamme. Sollte der Nebel schon im Anmarsch sein – die Hörner deuteten darauf hin –, so konnte sie ihn von hier aus nicht sehen.

Auf dem Fußweg am Ende der Treppe blieb sie mit dem Absatz zwischen den Pflastersteinen hängen. Grummelnd ruckelte sie ihn frei und schalt sich dafür, dass sie die Ferragamos nicht im Four Seasons gelassen hatte. Wenn sie sich richtig erinnerte, hatten solche Steine als Ballast in den Schiffen gedient, die um Kap Hoorn hierhergesegelt waren – jedenfalls hatte das einst ihre Vermieterin Mrs. Madrigal behauptet. Zwanzig Jahre später sahen die Granitklötze verdächtig gewöhnlich aus und waren von den Klinkern in ihrer Einfahrt in Connecticut kaum zu unterscheiden.

Als ihr Blick auf das überdachte Eingangstor von Haus Nummer 28 fiel, schoss ein Schwarm wilder Papageien im Tiefflug über die Straße und gackerte dabei wie ein Haufen Waschweiber. Diese oder ähnliche Vögel hatte es hier schon gegeben, bevor sie durch einen populären Dokumentarfilm zu weltweiter Berühmtheit gelangt waren. Sie erinnerte sich daran, wie stolz sie gewesen war, als sie den Film in Darien gesehen hatte, und an das gleichzeitige Gefühl völliger Irrationalität – so als würde sie behaupten, jemanden gut zu kennen, der an der Highschool nur ein entfernter Bekannter gewesen und inzwischen berühmt geworden war.

Aber jetzt gehörten die Vögel in eine andere Welt.

Das überdachte Eingangstor war noch das gleiche wie früher, nur in Neu. Die Dachschildeln aus Redwood waren schon bei ihrem Umzug an die Ostküste in den späten Achtzigern vor sich hin gerettet und gebröckelt. Die neuen bestanden aus Schiefer – oder zumindest einem guten Imitat. Das einst knarrende, aber einladende Tor hatte jetzt ein Schloss und einen Klingelknopf, und oben unter dem Dachvorsprung schien eine Überwachungskamera zu stecken. So viel zu ihrem Plan, mal schnell im Garten herumzuschnüffeln.

Durch ein Loch im Zaun versuchte sie, einen Blick auf das Haus zu erhaschen. Die umlaufende Verkleidung aus Schindeln war offenbar erst vor kurzem erneuert worden. Die Verputzleisten um die Fenster erstrahlten in einem strengen Schwarz. Und wo einmal Mrs. Madrigals Eingang gewesen war, führten jetzt moderne Glastüren in die Wohnung. (Hatte denn keiner einen Gedanken daran verschwendet, diese Tür mit den wunderbaren Buntglaspaneelen zu retten?) Die Zugangstreppe, stellte sie erschauernd fest, war entweder komplett erneuert oder so verändert worden, dass sie den Erfordernissen des Umbaus in ein Einfamilienhaus Genüge tat.

Damals waren wir eine Familie, dachte sie. Selbst wenn jeder von uns eine eigene Wohnung hatte.

Aus diesem Blickwinkel konnte sie allerdings das kuriose, streichholzschachtelkleine Atelier auf dem Dach nicht sehen, das Mrs. Madrigals Mieter immer «die Dachbaracke» genannt hatten. Angesichts dieses umfassenden Umbaus stand zu vermuten, dass es nicht mehr existierte. Vielleicht war es durch eine Dachterrasse ersetzt worden – oder durch ein komplett neues Stockwerk, und sie war sich nicht sicher, was sie davon halten sollte. Sie hatte zwar schöne, aber auch schreckliche Erinnerungen an diesen Ort.

Zwei Querstraßen weiter stellte sie voller Freude fest, dass es den kleinen Familienbetrieb an der Ecke namens Searchlight Market noch gab, wo sie auch früher schon zu Mittag gegessen hatte. Ihr alter Waschsalon gleich nebenan war allerdings schick renoviert worden und hieß jetzt niedlicher Weise Zur verlorenen Socke. Und obwohl Woo's Cleaners, ihre frühere Reinigung, ganz offensichtlich geschlossen hatte, gefiel

ihr noch immer die Schaufensterbeschriftung, deren silbrige Lettern aus den dreißiger Jahren stammten. Die Fenster waren mit blauem Einwickelpapier ausgeschlagen, ebenjenem Papier, in dem sie früher ihre Wäsche nach Hause getragen hatte. Auf der Straßenseite gegenüber versuchte sich neben der ehemaligen Schlachtereier Marcel & Henry ein Ladengeschäft mit kleinen Kunstobjekten; bei Marcel & Henry hatte sie sich gelegentlich den Luxus einer *Pâté* geleistet, nur um das Gefühl loszuwerden, sich tatsächlich wie eine Sekretärin zu fühlen.

Und dort war Swensen's, die Eisdielen an der Kreuzung Hyde und Union Street, ihre Rettung in so mancher Nacht, in der sie mit Mary Tyler Moore zu Hause geblieben war. Das hier war der Ur-Swensen's, der allererste Laden, den Mr. Swensen in den späten Vierzigern eröffnet und immer noch selbst geführt hatte, als sie in dieser Gegend lebte. Sie wollte gerade um der guten alten Zeiten willen hineingehen, als sie die Feuerwehrautos auf der Union Street sah.

Um die Ecke herum stieß sie auf ein paar Dutzend Schau lustige unter einem großen, rußigen Loch im ersten Stockwerk eines Hauses. Die Gefahr schien gebannt zu sein, doch es roch beißend nach nasser Asche. Die Feuerwehrleute waren zwar erschöpft, aber schon, wie nach jedem Einsatz, dabei, die ineinander verschlungenen Schläuche zu entwirren. Einer der Jüngeren, ein munterer Rothaariger à la Prinz Harry, schien sich des Publikums aus Müßiggängern deutlich bewusst zu sein und warf sich für die Galerie in die Brust.

Wir lieben unsere Feuerwehrleute wirklich, dachte sie, obwohl sie längst das Recht eingebüßt hatte, sich als Bewohnerin von San Francisco zu fühlen. Sie gehörte genauso wenig hierher wie die teigige Frau in einem «SUPPORT OUR

TROOPS»-T-Shirt, die eben an der Kreuzung aus der Cable Car kletterte. Es war schon Jahre her, dass sie mit der Cable Car gefahren war, aber Mary Ann erinnerte sich an jeden Haltegriff und jede Bohle so genau wie an ihr erstes Fahrrad. Die Wagen dieses Zuges trugen an den Seiten hellblaue Schilder, denen man entnehmen konnte, dass sie zur Zweihundertjahrfeier gebaut worden waren – genau in jenem Jahr, als Mary Ann nach San Francisco gezogen war.

Sie wartete, bis die Cable Car weiterfuhr, und dabei ging ihr etwas durch den Kopf, das ihre Schritte schließlich doch in Swensen's Eisdiele lenkte und den nicht mehr ganz so jungen Weißen hinter der Theke ansprechen ließ.

«Ich habe hier immer was gekauft», sagte sie so gewinnend wie möglich, «aber ich weiß nicht mehr, wie es heißt. Ist auch schon dreißig Jahre her, und vielleicht ...»

«Swiss Orange Chip.»

«Wie bitte?»

«Schokolade mit Orangenaroma, stimmt's?»

«Genau!»

«Das ist Swiss Orange Chip.»

Sie starrte ihn an. «Wie um alles in der Welt wussten Sie das?»

Er zuckte mit den Schultern. «Das ist die Sorte, an deren Namen sich die Leute nie erinnern können.»

«Oh ..., na klar.» Sie schenkte ihm ein säuerliches Lächeln und fühlte sich hoffnungslos durchschnittlich. «Auf jeden Fall schmeckt es richtig gut.»

Sie bestellte eine Kugel in der Waffel und ging, ohne ein einziges Mal daran zu lecken, die paar Meter weiter zur Russell Street, einer Gasse, die von der Hyde abzweigete; dort hatte sich in den frühen Fünfzigern Jack Kerouac eingenis-

tet, um an *Unterwegs* zu arbeiten. Ihr erster Ehemann, Brian, hatte sie einmal hierhergeschleppt, als es gerade zwischen ihnen anfang, weil dieser Ort eine große Bedeutung für ihn besaß. Er hatte vor dem kleinen Haus mit dem vorspringenden Spitzdach gestanden wie vor der Kathedrale von Lourdes und ihr erklärt, dass dort Neal Cassady gewohnt habe, und sie – der Herr sei ihrer armen Provinzlerseele gnädig – war mit der Frage herausgerückt, ob das ein Bruder von David Cassidy sei. Damals hatte er großzügig darüber hinweggesehen – schließlich wollte er mit ihr ins Bett –, aber in den folgenden Jahren konnte er es nicht lassen, sie immer wieder daran zu erinnern. Es war eine für sie und Brian sehr bezeichnende Situation, und hätte sie ein bisschen besser aufgepasst, dann wäre ihnen beiden vielleicht eine Ehe erspart geblieben, die von Anfang an unter einem schlechten Stern stand.

Inzwischen, so wusste sie von ihrer beider Adoptivtochter, lebte Brian sein eigenes Leben *unterwegs*, fuhr mit seinem Wohnmobil von Nationalpark zu Nationalpark und nahm das Leben so locker wie nie zuvor. Mit seinen vierundsechzig war er sieben Jahre älter als sie und hatte damit ein Alter erreicht, dem ein Babyboomer nur mit bitterer Ironie entgegnetreten konnte. *Will you still need me? Will you still feed me?*

Sie kehrte dem Cassady-Häuschen den Rücken, ging zurück Richtung Hyde Street und tauchte endlich wieder in den zartbitteren Zitrusgeschmack des Swiss Orange Chip ein. Wie sie vermutet hatte, brachte er mit einem Schlag alle unterschwelligeren Erinnerungen an ein viel jüngeres Ich zurück.

Es war der Geschmack einsamer Samstagnächte.

Im Searchlight Market kaufte sie ein Truthahnsandwich und aß es unter den Bäumen des kleinen Parks bei den Tennisplätzen, auf der Kuppe des Russian Hill. Einen Augenblick lang dachte sie daran, mit der Cable Car runter zur Fisherman's Wharf zu fahren und im Buena Vista einen Irish Coffee zu trinken, aber das hätte nur einen Aufschub der äußerst unerfreulichen Mission bedeutet, die vor ihr lag. Sie hatte ihrem Mouse versprochen, ihm alles zu erklären, sobald sie in der Stadt sei, und da sie bei ihrem letzten Telefonat geheult hatte, gab es jetzt kein Zögern mehr. Dennoch hatte sie eine heillose Angst davor, das alles in Worte zu kleiden.

Sie kramte das iPhone aus der Schultertasche und wählte. Es klingelte sieben- oder achtmal, bevor er abnahm. «Mary Ann?»

«Ja.»

«Gott sei Dank. Ich habe schon angefangen, mir Sorgen zu machen.»

«Tut mir leid. Ich musste einfach noch mal ...» Sie ließ den Satz in der Luft hängen. Sie hatte nicht die leiseste Ahnung, was sie noch mal musste.

«Bist du im Four Seasons?»

«Nein. Russian Hill.»

«Aber was machst du da?»

«Keine Ahnung. Blöde Idee.»

«Möchtest du herkommen?»

«Bist du zu Hause?»

«Ja. Ben ist im Hundepark. Wir sind ganz unter uns.»

Das war eine gewisse Erleichterung. Ben war ein großartiger Typ, aber es reichte ihr schon, das, was sie zu sagen hatte, mit *einem* anderen Menschen zu teilen.

Parkangelegenheiten

Der Hundepark war eine umzäunte, aufgeschüttete Sandfläche nahe dem Eureka Valley Recreation Center an der Collingwood Street. Schon am Eingangstor zerrte Roman in Vorfreude auf das bevorstehende Gerangel an der Leine. Heute tummelten sich etwa ein Dutzend Hunde auf der Auslauffläche, darunter auch zwei von Romans Lieblingen: ein verspielter Ridgeback namens Brokeback und ein Portugiesischer Wasserhund oder Portie, der – abgesehen von einem weißen Klecks auf der Brust – als Romans Double hätte durchgehen können. Besonders Fremden musste Ben immer wieder erklären, dass Roman kein Portie war, sondern ein schwarzer «Labradoodle», eine Kreuzung zwischen Labrador und Großpudel; er war damit nur einer aus einer wachsenden Meute von Pudelkreuzungen (Goldendoodles, Schnoodles, Saint Berdoodles), die man heutzutage im Castro District finden kann. Ben hasste es allerdings, wenn die Leute sie als «Designerhunde» bezeichneten. Er zog den Begriff «Promenadenmischung» vor – schließlich hatte sich vor kurzem auch der gerade gewählte Präsident so bezeichnet.

Für Ben hatte die anonyme Gemeinschaft des Hundeparks etwas Beruhigendes. Die meisten Menschen, die mit ihren Hunden hierherkamen, waren sich außerhalb der Ein-

friedung fremd, und trotzdem hatte er schon beobachtet, wie sie einander in den Arm nahmen und drückten, wenn einer von ihnen in Urlaub fuhr. Diese beiläufige Vertrautheit war grenzüberschreitend; sie funktionierte jenseits von Rasse, Geschlecht, Alter, sexueller Neigung und gelegentlich sogar geistiger Verfassung. Selbst die offenkundig Geisteskranken schienen ein bisschen normaler zu sein, wenn sie Teil dieser liebevollen Hundendarreite sein konnten. Es war wie ein Heilmittel für alles und jeden, zumindest für kurze Zeit.

Ben setzte sich auf eine Bank, die auch in einen gepflegten englischen Park gepasst hätte. Dank Schwester Chastity Boner von den Sisters of Perpetual Indulgence, die sich für die Verschönerung des Hundeparks starkgemacht hatte, gab es davon innerhalb der Einzäunung ein halbes Dutzend. Der Winter würde nicht mehr lange auf sich warten lassen – vom Regen gar nicht zu reden –, also lehnte Ben sich zurück und genoss die letzten Herbsttage. Über die Twin Peaks rollten schon die ersten Nebelschwaden herein, aber noch hatte die Sonne freie Bahn. Das abstrakte Bild auf der südlichen Wand der Sporthalle leuchtete immer noch in voller Farbenpracht, und die herumtollenden Hunde warfen lange Schatten auf den Sand.

Ein korpulenter alter Mann in marineblauem Parka setzte sich neben Ben und sagte: «Roman ist geschoren worden.»

Ben nickte verlegen. «Die Rastas waren zu lang. Der Hundefriseur hatte viel mehr Mühe mit ihm als sonst.»

«Sieht gut aus», sagte der alte Mann. «Ziemlich sportlich.»

«Danke, Cliff.»

Cliff war einer der wenigen Typen im Park, den er mit Namen kannte, weil er ziemlich oft mit seinem kleinen, ge-

scheckten Terrier namens Blossom hierherkam; aus irgendeinem Grund hatte Blossom es Roman mehr angetan als jeder andere Hund im Park. «Ich glaube, der neue Haarschnitt ist ihm ein bisschen peinlich», fügte Ben hinzu. «Er wäre lieber etwas zotteliger.»

«Ach, schau. Das hat er euch doch längst vergeben.»

Roman bohrte gerade seine Nase in Blossoms Hinterteil.

«Das liebe ich an ihnen», sagte Cliff. «Sie schauen einfach nach vorn und tragen dir nichts nach. Sie halten sich nicht mit der Vergangenheit auf.»

«Ja, ich weiß. Heute Morgen hat er meine Sonicare zerbissen, ohne einen einzigen Gedanken daran zu verschwenden.»

«Deine was?»

«Meine elektrische Zahnbürste.»

Der alte Mann lächelte und entblößte dabei eine Reihe Zähne, die schon vor geraumer Zeit mal eine Zahnbürste gebraucht hätten. «In 'Nam hatte unsere Einheit einen Hund. Kleiner brauner Köter, den die Mama-san eines Tags mit in die Unterkunft brachte. Wollte ihn wohl essen. Süßer kleiner Kerl. Er war dann ein paar Monate lang unser Maskottchen, bis wir verlegt wurden.»

«Und was, meinst du, ist dann mit ihm passiert?»

«Ich *weiß*, was passiert ist. Der Bootsmann hat ihn erschossen.»

«Mist.»

«Musste er. Wir konnten ihn einfach nicht mitnehmen. Wäre sonst verhungert. Oder aufgegessen worden.»

Ben seufzte. «Vermutlich.»

«Hast du schon unsere letzte Neuerwerbung gesehen?», fragte Cliff.

Ben folgte dem schwabbeligen Finger des Alten bis zu

einem roten Hydranten, der mitten in der Sandfläche thronte. «Was hat der da zu suchen?»

Cliff zuckte mit den Schultern. «Für die Hunde, zum Dranpinkeln, denk ich.»

«Dann ist das Ding ein Witz.»

«Kann schon sein, aber es ist ein echter Hydrant. Richtig im Boden verankert. Als ich heute Morgen hier ankam, stand er plötzlich da.»

«Er ist verflucht gefährlich», sagte eine Frau, die ihre Unterhaltung zufällig mitbekommen hatte. Sie war etwa in Bens Alter – bestimmt nicht über vierzig – und trug ein grelles Augen-Make-up à la Amy Winehouse, wahrscheinlich, um von ihren spindeldürren Amy-Winehouse-Armen und -Beinen abzulenken. «Wisst ihr, Karma ist, klinisch betrachtet, blind. Sie könnte sich der Teufel weiß was an dem Ding tun.»

Ben hatte keine Ahnung, welcher dieser Hunde Karma war, aber er verstand die Frau. Der Hydrant war ein unbeweglicher Eisenklotz, und wenn die Hunde erst mal in Fahrt kamen, achteten sie auf gar nichts mehr. Warum sollte man ihre Gesundheit für so einen kitschigen, menschlichen Treppenwitz aufs Spiel setzen?

«Weiß jemand, wer den da hingestellt hat?», fragte Ben.

«Ich nicht», sagte Cliff im Ton eines Volksschülers, von dem man gerade verlangt hatte, einen Freund zu verpetzen. Wenn es um Parkangelegenheiten ging, hielt Cliff sich ziemlich bedeckt. Er war durchaus freundlich, beschränkte sich bei Gesprächen aber auf die Hunde und hielt sich aus Diskussionen ihrer Besitzer heraus. Ben kam er manchmal vor wie Mr. Cellophane im Musical *Chicago*: *'Cause you can look right through me, walk right by me, and never know I'm there.*

«Ich habe da so einen Verdacht», sagte Amy Winehouse

und trieb ihre Ermittlungen in Sachen Großes-Hydranten-Mysterium weiter voran. Jetzt zwinkerte sie mit ihrem verklebten türkisfarbenen Augenlid in Richtung einer Gruppe von Hundebesitzern, die in der Mitte des Parks zusammenstanden und miteinander plauderten.

Zu der Gruppe gehörten ein pummeliger asiatischer Teenager, eine Weiße mittleren Alters in einem Obama-Sweatshirt und zwei schwule Bärenmänner im Partnerlook, die ihren Jack-Russell-Terrier mit Leckereien fütterten. Ben empfand eine merkwürdige Sympathie für den Übeltäter, wer immer es sein mochte. Er (oder sie oder alle zusammen) hatte wohl angenommen, dass die anderen sich köstlich über den Hydranten amüsieren würden.

Aber diese Truppe gehörte bestimmt nicht zu den üblichen Verdächtigen. Der harte Kern der Besucher betrachtete den Park als eine Erweiterung ihres Wohnzimmers, und über jede Veränderung wurde hitzig gestritten. Die neuen Redwood-Blumenkübel entlang des Zauns zum Beispiel weckten sofort die Besorgnis, dass die kleinen Hunde dort von den größeren in die Enge getrieben werden könnten. Der genaue Abstand zwischen Kübeln und Zaun war wochenlang Gegenstand tiefschürfender Überlegungen. Nicht anders war es mit den Pflanzen in den Kübeln, denn einige der schönsten Büsche trugen Blüten, deren Blätter unter Umständen giftig waren. («Aber nur, wenn du sie in großen Mengen isst oder als Tee aufbrühst», hatte Bens Ehemann erklärt – und Michael war ja schließlich Gärtner. «Solange du keinen Dobermann mit Teetasse herumlaufen siehst, brauchst du dir keine Sorgen zu machen.»)

Die beiden Bärenmänner hatten sich jetzt ein Stück von den anderen entfernt, um – so schien es Ben – ihren Jack

Russell bei seinen Annäherungsversuchen an den Hydranten zu beobachten. Als der Terrier das fremdartige Totem zu umschnüffeln begann und von seiner Gegenwart genauso überrascht schien wie die Menschen, stahl sich ein Hauch von Vaterstolz auf ihre Gesichter. Doch dann trabte er davon, ohne das Bein zu heben, und die beiden waren offensichtlich sehr enttäuscht; Ben verkniff sich einen Kommentar.

Ihm fiel ein, dass Michael die beiden wahrscheinlich von Anfang an in Verdacht gehabt hätte. Michael war selbst ein Bär, allerdings kein echtes Mitglied dieser Bruderschaft. Aber er hatte einmal festgestellt, dass die eher spießigen Bären, die sich ihrer Männlichkeit unbedingt durch Bärte, Hosenträger und lange Unterhosen versichern mussten, einen Hang dazu hätten, ihre Wohnzimmer mit Jugenderinnerungen vollzustopfen: Keksdosen aus den Fünzfingern und Walt-Disney-Figuren unter Glasglocken.

Der kitschige Hydrant passte bestens in dieses Muster.

«Na gut», sagte Ben und schlug sich beim Aufstehen auf die Knie. «Ich glaube, ich muss los.»

Cliffs Gesicht verdüsterte sich. «Meinetwegen musst du nicht gehen. Ich kann mich überall hinsetzen.»

Ben tat der Alte leid, der offenbar und warum auch immer glaubte, sich ständig für etwas entschuldigen zu müssen. «Nein, ich würde gern noch bleiben. Aber ich muss noch einkaufen. Wir bekochen heute Abend eine Freundin meines Partners.» Im Allgemeinen nannte Ben Michael seinen «Mann», aber mit Rücksicht auf Cliffs Alter und in der Annahme, dass er nicht schwul war, bevorzugte Ben das harmlosere Wort. Michael wäre damit zwar nicht einverstanden gewesen, aber bei Ben gehörte das zu den guten Umgangsformen.